

Eine eifersüchtige Frau.

Von G. Otten.

Frau Bloffe war eine reizende Frau, aber sie war furchtbar eifersüchtig. Ihre einzige Beschäftigung für diesen Fehler war die, daß sie ihren Mann leidenschaftlich liebte. Ein merkwürdiger Grund, aber recht weibliche Logik!

Und eben dieser Mann, den sie mit ihrer grundlosen Eifersucht zuweilen furchtbar quälte, Herr Bernard Bloffe, war Eigentümer, Redakteur und Herausgeber eines kleinen Blattes in einem Städtchen, in welchem nie etwas Besonderes passierte.

Das Leben in Soeserfeld verlief jahraus, jahrein gleich langweilig und eintönig; nur während der Zeit der Wahlen erwachte die kleine Stadt aus ihrem Schlummer, um für kurze Zeit in eine fast siedehafte Aufregung zu geraten.

Diese periodische politische Gärung war wieder einmal in vollem Gange, und es war, als läge die Uneinigkeit in der ganzen Atmosphäre; auch Frau Bloffe fand es angebracht, aufs neue eine ihrer eifersüchtigen Launen zu zeigen. Bernard Bloffe besaß eine schöne Lenoxstimmglocke, und hatte am Abend vorher bei einer Soirée im Klub mit einer jungen Dame, die nicht Tilda Bloffe hieß, ein Duett gesungen.

In den Augen seiner Frau war das ein strafwürdiges Vergehen.

„Es schied sich nicht für einen Ehemann, mit einer jungen Dame Besuche zu empfangen,“ schimpfte sie vorwurfsvoll.

„In diesem Falle hat der Ehemann nur insofern gebüßt, als er nur ein einziges Duett mit der jungen Dame gesungen hat,“ antwortete Bloffe lachend.

„Deso Schlimmer,“ fuhr sie schnippsüchtig fort, „ich wollte, du hättest sehen können, wie leichtfertig das Bild der Götter an dem Klavier, ganz über sie gebeugt und mit der Hand auf dem Herzen!“

„Ich finde es recht kindisch von Dir, über geringfügige Kleinigkeiten Eizernen zu machen; aber wenn Du Dir durchaus durch solche Vorgehensweisen die Laune willst verderben lassen — ich kann's nicht ändern. Aber, kleines Mädchen!“

Nach dieser Zurechtweisung wollte er ihr den üblichen Morgengruß geben, bevor er ins Bureau ging, aber unwillig wandte sie ihm einen dicken Knoten schwarzen, glänzenden Haars, statt ihres feinen, roten Mundes zu. Doch verfiel das vollständig eine etwa beachtliche Wirkung; den Rest eines betrunkenen Knapens trällernd, ging Bernard fort.

„Ich hätte nie geglaubt, daß Bernard ein solcher Barbar sei,“ ärgerte sich Tilda, als sie hörte, wie unten die Haustüre zugeschlagen wurde. „Er konnte recht gut sehen, daß ich ihm wieder gut sein wollte, aber er war eigenjännig und tat, als sähe er es nicht.“ Die falsche Person! ... Die hat's ihm angetan!

Da kamen auch schon die Tränen.

Und nun setzte sie sich hin und fing an, so lange über ihre Tränen nachzudenken, bis sie endlich im Geiste ihren lieben Bernard mit Dina Dabelstieben und sich selbst, treulos verlassenen, zurdickblieben sah.

Bernard war ein praktischer und tüchtiger Mensch. Er hatte „Die Glode von Soeserfeld“ für einen Schmeißerpreis einem Buchdrucker abgekauft, der bald nach seiner Etablierung bereits Bankrott gemacht hatte. Nun wollte er versuchen, ein allgemeines Meinungsorgan, besonders auch rentables Blatt daraus zu machen, und die bevorstehende große Wählerversammlung schien ihm zu diesem Zwecke ausnehmend besonders geeignet zu sein.

„Ich mache mir aus den Konfessionen ebenso wenig wie aus den Liberalen,“ sagte er sich. „Ein Liberaler ist oft ein verpackter Konfessionsfresser, und mancher Konfessionsfresser, wenn man ihn genauer studiert, als Vollblutliberaler. Die „Glode“ war bis heute parteilos, aus dem einfachen Grunde, weil es nicht der Mühe wert war, etwas anderes zu sein.“

Aber nun stand die Wahl nahe bevor und es mußte wohl oder übel eine bestimmte Richtung eingeschlagen werden.

Als kluger Geschäftsmann neigte Bernard mehr zu der konservativen Partei, weil er dort das meiste Geld vermutete; auch hatte er bereits Verhandlungen mit Herrn Blaaser, dem Vorsitzenden des konservativen Wahlkomitees, angeknüpft.

„Ja, gewiß brauchen wir ein Organ,“ hatte Blaaser ihm gesagt, „und wir wollen es uns mit Vergnügen auch etwas kosten lassen, wenn's nur nicht allzu sehr ins Geld reißt.“

„Natürlich müssen Sie selbst am Besten wissen, wieviel es Ihnen wert ist; jedenfalls erwarten Sie doch, daß alle Vorträge Ihres Kandidaten ungekürzt in der „Glode“ veröffentlicht werden?“

„Selbstverständlich! Aber ich sage

die Vermutung, daß das — um der Sache selbst willen — ohnehin geschehen würde.“

„Hm!“ sagte Bernard, die Spitzen seines Schnurrbarts emporschwebend und den Vorhängen fest anschauend; „das hängt wohl ganz davon ab, was die Sache für mich an Arbeit mit sich bringen wird. Wissen Sie, was das heißt: den Herrn Baron, den Sie als Kandidaten aufgestellt haben, unterstützen? Das heißt, daß ich alle seine Vorträge von Anfang bis Ende umarbeiten, oder, besser gesagt, für ihn schreiben muß, denn wenn er's selbst täte, würde doch nicht viel Gutes daraus.“

„Hören Sie, Bloffe, ich sehe, Sie haben einen guten Kopf und könnten unserer Partei von großem Nutzen sein; ich werde sehen, was ich tun kann. Aber vor allen Dingen ist Vorsicht geboten; wenn ich Ihnen also etwas mitzuteilen habe, werde ich es unter einem angenommenen Namen tun. Ein Frauenname scheint mir dazu am geeignetsten zu sein, da dadurch alle Vermutungen abgewendet werden, falls ich Ihnen — ich nehme das so an — einmal depeeschieren muß!“

„Ausgezeichnet; ich habe nichts dagegen,“ erklärte Bloffe; „nur sage ich Ihnen im Voraus: ich bin keineswegs gefonnen, mich selbst für eine Partei zu opfern, weder für die eine noch für die andere.“

„Ich verstehe vollkommen,“ sagte Blaaser; „ich werde also den Baron und seinen Freunden auf den Zahn fühlen und Ihnen das Ergebnis meiner Unterredungen mitteilen. Schreiben Sie nur einwöchentlich einen schwermütigen Aufsatze an die Wähler, in welchem unser Kandidat tüchtig verherrlicht wird; ich kann Ihnen schon jetzt dafür garantieren, daß die Zeit und die Mühe, die Sie darauf verwenden, Sie nicht gereuen werden. Ich werde Ihnen dann telegraphisch mitteilen, wann der Artikel veröffentlicht werden soll.“

Bernard konnte den Mann, den er „verherrlichen“ sollte, und verpönte wenig Lust zu dieser Aufgabe. Aber: wer nicht wagt, nicht gewinnt!; und überdies gab es etwas, das ihn anstachelte: die Papierrechnung. Sie wurde immer größer, und der Hebräerling fing an, unangenehm zu werden; er mußte also notgedrungen einen Entschluß fassen und versprochen Aufsatze zu schreiben.

Offen gestanden: er war schlecht dazu disponiert; denn unwillkürlich mußte er fortwährend an die ungeredete Eifersucht seiner Frau denken. Und es war schon recht spät, als er sich an seinen Schreibtisch setzte und einige Spalten politischer Gemeinplätze „zusammenschrieb“ (wie er's nannte), als Einleitung zur Verherrlichung des Zukunfts-menschen.

„Was Soeserfeld sucht und was Soeserfeld gebührt,“ begann er nach dieser langen Einleitung, „das ist ein Mann, der als Abgeordneter seine Pflicht in der Kammer erfüllt wird, uneigennützig, ehrlich und treu.“

„Das ist wenigstens ungefährlich,“ jagte er sich, ein Augenblick aussehend, um das Geschriebene durchzusehen.

„Die sehr begreifliche Frage, welche die Wähler stellen werden, ist folgende: Haben wir in dem Kandidaten, dessen Name oben genannt wurde, einen solchen Mann gefunden? Auf diese Frage können wir nur eine Antwort geben: Er ist ein ...“

„Es klopft.“

„Eine Depeche, Herr Redakteur,“ meldet der eintretende Bureaudienner. Bernard entfaltet das Blatt und liest: „Kommen Sie sogleich; muß Sie in dringender Angelegenheit sprechen.“ — Agatha.

Agatha war der Name, den Blaaser als Pseudonym gewählt hatte.

„Gewiß hat er den Baron dazu zu bestimmen gewußt, daß er bezahlt, das wird das Telegramm wohl zu bedeuten haben,“ dachte Bloffe, während er noch seinem Hut griff, den unvollendeten Leitartikel im Stiche ließ und zur Tür hinausstürzte — zu Herrn Blaaser.

Etwa nach einer halben Stunde stand der Druckereibehälter den Kopf durch die Türe. Er wollte Manuskript holen, sah die beschriebenen Bogen auf dem Schreibtische liegen und brachte sie schleunigst in die Druckerei.

Kaum war er verschwunden, so schlüpfte eine schlanke graziöse Dame die Bureautreppe hinauf und trat, ohne anzuklopfen, in die Redaktion ein. Weshalb hätte sie auch anklopfen sollen? ... Der Redakteur war ja ihr Mann.

„Oh, Ber...“ begann sie, hielt aber plötzlich inne, denn Ber... war nicht da.

Sie war sehr enttäuscht. — Eine Frau sieht es nicht gerne, daß sie in ihren Launen gehört wird, sei es nun in bußfertigen oder in andern. Und sie war gerade so gut dazu ausgelegt, recht lieb und reuevoll zu sein! Nach Bernard's gleichgültigem Abschied hatte sie sich den ganzen Morgen sehr unbehaglich gefühlt und war nun gekommen, um Frieden zu schließen.

„Warum geht er auch gerade dann aus, wenn ich hierherkomme! S'ist zu dummi!“ rief sie heftig aus. Und in der Tat — es war „dumm“, denn sie

hatte sich einen kleinen Verköhnungsakt allertieft gedacht!

Sie setzte sich in Bernard's Bureaustuhl und klopfte ungeduldig mit ihren zierlichen Füßchen auf dem Boden herum. Darum fingen ihre großen Augen an, planlos umherzuschweifen: sie blieben der Reihe nach auf dem Abreißkalender, dem Eisenbahn- und Postdienstkalender, den Schriftbüchern an den schmutzigen Wänden, den verstaubten Tintenflaschen und Bureaustühlen auf dem Kammerhals und den abgegriffenen Wörterbüchern und Encyclopädien auf den Bücherealen hängen. Ein großer Wandkalender in der Nähe des Schreibtisches war mit roten und blauen Hieroglyphen dicht bedeckt. Sie nahm ihn herunter und studierte. Ein dicker Strich mit dem blauesten Marktorte den Wahltag. Die Zeile „Sonnenabend: 15. Vitus“ im Juni war mit Eisenstrichen zierlich umrahmt. Frau Tilda's leuchtige Augen leuchteten. Ihr Geburtsstag, der 15. Juni! Ah! Ob er wohl auch den Tag der Hochzeit betraf ausgezeichnet hatte? Sie wandte die letzte Tafel hastig um. Der 15. September! Wichtig! Dieselben feinen rahmenden Federstriche. Ihr Bernard war doch ein lieber, dankbarer gemüthlicher Mensch. Wenn er doch jetzt plötzlich eintreten möchte — wie würde sie ihm entgegen steigen! — Aber der treffliche Bernard kam nicht. Frau Tilda hing den Kalender an seinen Platz und forschte interessiert weiter. Wie gern hätte sie den unordentlichen, schreibend aufgeregten! — aber sie wagte auch nicht ein einziges Blatt Papier anzurühren.

Nur die Depeche, die offen auf dem Tische lag... die konnte sie doch jetzt ruhig ansehen. Sie ergriß das Papier und las... Ihre Antlitze wurde totenblau und ihre Lippen zuckten, während sie mechanisch wiederholte: „Kommen Sie sogleich; muß Sie in dringender Angelegenheit sprechen.“ — Agatha.

Ein Augenblick war sie wie vernichtet... Wann fingen ihre Augen an unheimlich zu glühen, und eine Feder ergreifend, schrieb sie mit großen, deutlichen Buchstaben auf den ihr zunächst liegenden Bogen: „Ungeheuer — treulos, fälsches, abscheuliches Ungeheuer!“

„So!“ sagte sie, tief aufatmend und in ihrer Entrüstung die Worte zweimal die unterstreichend, „er kennt meine Handchrift zu genau, um nicht zu wissen, daß ich hier gewesen bin und alles endst habe!“

Das Gedicht mit dem Taschentuch bededend, um ihrer Erregung zu verbergen, verließ sie eiligst das Bureau.

Fünf Minuten später stand der Druckereibehälter von Neuem den Kopf durch die Türe.

„Der Setzer sagt, das Manuskript sei nicht vollständig, aber ich weiß doch ganz bestimmt, daß ich alles mitgenommen habe, was dazug,“ murmelte er, sich suchend umschauend; „nein, wahrhaftig, da liegt noch ein Stück... wie in aller Welt ist's nur möglich, daß ich das verhin nicht gesehen habe?“ ... Während dieses Selbstgesprächs griff er mit seinen schwarzen Fingern nach dem Bogen, den Frau Bloffe vorher beschriebene hatte und ließ triumphierend damit in die Druckerei.

Der Druckereifaktor, der während Bloffe's Abwesenheit dafür zu sorgen hatte, daß die verschiedenen Artikel für die „Glode“ gesetzt wurden, und von Zeit zu Zeit einen übertriebenen Eifer an den Tag legte, ließ, in der Hoffnung, sich dadurch ein besonderes Lob seines Prinzipals zu verdienen, die Form gleich fertig machen und unter die Presse bringen, so daß die erste Auflage bereits gefolgt und zur Post befördert war, als der Redakteur zurückkam.

Bloffe war sehr heiter gestimmt; er hatte mit der konservativen Partei einen vorteilhaften Kontrakt abgeschlossen und mit einem Glase Sekt besetzt; dabei war er länger aufgehalten worden, als er beabsichtigt hatte.

„Heda!“ rief er verwundert aus, als er das gesamte Personal geschäftig sah und das Stöhnen der Maschine hörte.

„Wir haben mit dem Druden eine Stunde früher angefangen als sonst, Herr Redakteur!“ rief der Faktor, selbstgefällig lächelnd.

„Druden?“ wiederholte Bloffe entsetzt. „Und der Leitartikel?“

„Alles in Ordnung, Herr Redakteur, ist schon eingedruckt!“

„Eingedruckt? ... Sind Sie toll, Mensch? — Er war ja noch lange nicht fertig!“

„Janob, Herr Redakteur, wir haben den Schluß auch noch gefunden.“

Bernard hatte zu wenig Sekt getrunken, um seiner Sache nicht vollkommen sicher zu sein. Er erinnerte sich ganz deutlich, daß er das Manuskript unvollendet hatte liegen lassen und sich dem ihm zunächst stehenden Falze ein Blatt aus den Händen.

Er überflog die Spalten und da fiel auch schon sein Blick auf die verhängnisvollen Schlüsselwörter „er ist ein“, und darunter stand in gesperrten Lettern: „Ungeheuer — Treulos, fälsches, Abscheuliches Ungeheuer!“

„Dummer Kerl! da haben Sie mit was Schönes eingebracht! Hören Sie auf zu druden! Sofort! Es ist doch nichts expediert, was?“

„Herr Redakteur,“ gestand der unglückliche Faktor kleinlaut, „die ganze Auflage noch auswärts ist schon abgeschickt.“

Bloffe's Empfindungen waren zu überwaltigend, als daß sie in Worten wiedergeben könnte; er ließ sich auf einen Stuhl fallen und starrte sprachlos nach der Decke.

„Bringen Sie mir das Manuskript dieses Artikels,“ brumnte er endlich mühsam.

Man brachte es; er schaute das letzte Blatt an, sagte aber kein Wort. Die Schrift war ihm nur allzu bekannt.

„Soll ich die Form aus der Presse nehmen lassen?“ fragte der Druden.

„Oh nein! druden Sie nur weiter — ich habe nichts zu verändern,“ antwortete Bloffe gleichgültig.

Er stürzte die Treppe hinunter ins Redaktionszimmer. Die Depeche befand sich noch dort und es lag ein feiner Heliotropgeruch in der Luft — es war ihr Lieblingsparfüm!

„Agatha ist die Schuldige!“ murmelte er dumpf, und die „Glode“ ihrem Schicksal überlassend, stürzte er heim.

„Aber,“ sagte Tilda, unter Tränen lachend, nach einer guten Stunde — denn so lange hatte es gedauert, bis er alles ins Reine gebracht hatte — „wie unvernünftig, einen Frauennamen zu wählen! Das mußte ja Unheil stiften!“

„Der Beweis ist geliefert,“ sagte Bernard leidend, „denn die „Glode“ ist geborsten — für immer!“

„Oh, Ber! es tut mir so furchtbar leid; ich werde auch ganz gewiß nie wieder so lächerlich eifersüchtig sein, nie, das verspreche ich Dir!“

Er lächelte nehmütig, zuckte die Achseln und schweig.

Kaum hatte der Redakteur der „Glode von Soeserfeld“ am nächsten Morgen eine wütende Epistel von Herrn Blaaser zur Erde gelefen, als ihm der Besuch mehrerer Herren gemeldet wurde.

„Herr Redakteur,“ begann der Bevollmächtigte der Deputation, „gestatten Sie uns, Ihnen im Namen des liberalen Wahlvereins „Demokratia“ unsere Huldbing darzubringen für den meisterhaften Leitartikel in der heutigen Morgen-Ausgabe Ihres Blattes. Dieser Artikel stimmt vollständig mit unseren Anschauungen überein, und seien Sie überzeugt, daß Sie jederzeit auf unsere tatkräftige Unterstützung rechnen können.“

Das war ganz unerwartet, aber äußerst willkommen. Und noch willkommener war es, daß Jongras, der liberale Kandidat, „liberaler“ begabte wollte als der konservativen Baron der Gegenpartei. Herr Blaaser geriet in eine maßlose Wut. Vergebens veruchte Bloffe, ihm den Hergang der Sache zu erklären — aber natürlich konnte er das Falsum, daß die „Glode“ unvertennbar liberal geworden war, nicht leugnen.

Nachträglich war Herr Bloffe sehr zufrieden, daß alles so gekommen war, denn der liberale Kandidat Jongras wurde gewählt und so war die „Glode“ auf der gewinnenden Seite. Und auch Frau Tilda war ganz befriedigt, denn die junge Dame, mit welcher Bernard damals das Duett gesungen hatte, drehte ihm ostentativ den Rücken zu, als sie ihm zum ersten Male wieder begegnete. ... Kein Wunder! War ihr Vater doch ein Vollblut-Konservativer!

Der Küster von Gylau.

Wohl nur wenigen ist es bekannt, daß Napoleon I. schon im Jahre 1807 beinahe in die Hände der Verbündeten geraten wäre. In der Schlacht bei Gylau nämlich, am 7. Februar 1807, begann sich die Lage für die Franzosen plötzlich bedenklich zu gestalten. Napoleon sprengte deshalb nach der Stadt, um von dem hochgelegenen Kirchturm den Stand des Kampfes besser übersehen zu können. Dem Küster wurde befohlen, die Kirche zu öffnen, und der Kaiser stieg die enge Treppe zum Turm hinauf, während die Bedeckung unten wartete.

Währenddessen waren die Preußen und Russen ständig vorgeückt, die Franzosen kamen ins Wanken und begannen zu fliehen. Auch die kaiserliche Bedeckung ließ sich von dem rückwärtsstürzenden Strome mit fortreißen, und der Kaiser wurde schmähdlich ins Stroh geworfen. Nur der Küster, der des Kaisers Pferd schmähdlich ins Stroh geworfen. Nur der Küster, der des Kaisers Pferd schnell eilt — er die Treppe hinab, rief dem Küster die Zügel aus der Hand, schwang sich aufs Pferd und sprengte davon.

Hätte der Küster die Geistesgegenwart besessen und nach der Flucht der Bedeckung die Kirchenküre von außen abgeschlossen, so wäre Napoleon schon damals gefangen genommen worden, und die Weltgeschichte hätte sich wohl anders abgeteilt.

Die Geschichte von Hans von Perkowski Seele.

Von A. G. Bronsied.

Als der alte Hans von Perkowski starb, beweinete von Frau und Kindern, von allen Pferden und Jagohunden, der Dienerschaft und der ganzen Bevölkerung des Gutes, da geschah nicht, was alle geglaubt und was der Pastor selbst bei der Beerdigung deutlich zu verlegen gegeben hatte: daß nämlich diese herrergute Seele unorgänglich ins Himmelreich kommen würde.

Hans von Perkowski's Seele befand sich an einer Stelle, wo sie sich durchaus nicht orientieren konnte; das war alles, was sie zunächst begriff. Da sie auf ihre ganz natürliche Frage: „Wo bin ich?“ keine Antwort erhielt, begann sie zunächst zu laufen. Es entstand zunächst die unklare Vorstellung in ihr, als werde sie verfolgt, und so lief sie davon.

Die Erde wich unter ihr, der Wind pfliff ihr um die Wangen, das Moorwasser spritzte ihr um den Körper (denn die Seele hatte eine Art Körper), das Heidekraut lag ihr um die Beine, und die Bäume rauschten an ihr vorüber; die Seele war leicht, und der Atem ging schnell, wie in früheren Tagen — kurz, das Ganze hatte recht vergnüglich sein können, wenn sie nicht die niederträchtige Vorstellung gequält hatte, verfolgt zu werden.

Die Seele lief und lief, schließlich wurde sie kurzatmig und delam. Seitensteife. Sie kam in eine Gegend, die einem Walde glich. Nun mußte sie sich in den Wald wagen, um geduckt zu sein, dachte sie; so anderte sie die Richtung und überquerte den Wald im rechten Winkel zu ihrem vorhergehenden Kurs.

Ein neuer Schreden überfiel sie da, sie hörte ein lautes Geräusch und sah einen Menschen hinter sich; zuerst kamen die Löwe in Zwischentäumen und aus weiterer Entfernung, dann unablässig und immer näher. Diese bedrohlichen Laute gemaßen die Seele, das Laufen fortzusetzen, obwohl die Atemnot zunahm und die Seitensteife ihr unerträgliche Schmerzen bereitete. Als jedoch die Seele etwas tiefer in den Wald gekommen war, hörten jene Löwe auf. Nun haben sie die Spur verloren, dachte sie, und wartete sich nach auf die Erde; ihre Beine zitterten, alles an ihr zitterte, sie war entschlossen ergriff; und es kam ihr gleichsam Blut aus dem Munde. Nun kann ich auch nicht mehr, dachte sie, und so lag sie auf demselben Augenblick halbe im Wald wieder oben einen mächtigen, rumpfhierenden Gestalt, da fuhr es wie ein Stoß durch die ermattete Seele, ihre Kräfte wurden auf schmerzliche Weise wieder erweckt, und die Gierd verdoppelte sich. Sie haben die Fahre wieder gefunden, dachte sie, und setzte sich in wilden Galopp.

Sie kam aus dem Walde an etwas, das einem See oder Bach glich. Lieber ins Wasser hinein, dachte sie, lieber ertrinke! Aber da erlöste ein Schuß, und gleich darauf meckte sie, daß ihr ein Bein zerquetscht war. Es schmerzte im Augenblick nicht so sehr, wie sie es erwartet hätte, aber dann wurde es ganz entsetzlich.

Die Seele schrie, sie hörte sich selbst schreien, sie fühlte die warme Blutwunde, in der sie lag, sie sah etwas Grobes dastehen und sich schauend mit weißen Zähnen und heraushängender Zunge über sie beugen, ja, sie genachte mit beugenden Augen etwas nach Wölbers, Schattenhies, das hinter dem puppenden Ungeheuer stand, etwas Mißvergnügen, Braungesichtes, das in Sonnenchein lachte, einen blinkenden Büchsenlauf abtrodnete, zu sich selbst und seinem Hunde sprach und jagte, daß heute ein verrückter Tag sei und daß die Jagd der edelste Jägertrieb des Mannes sei.

Denn die Seele sollte nicht zum zweitenmal sterben, ohne die Worte gehört zu haben, die sie selbst so oft ausgesprochen hatte, als sie noch auf der Erde lebte und über das verwundete Wild gebeugt stand.

Aber als der Jäger schließlich das „gnädige“ Messer hervorholte und die Seele zum letztenmal von dem Hilttern der Angst geschüttelt wurde, da schien es ihren verlagenden Augen, als ob die Umrisse des Wölbers nicht die eines Menschen wären: es war ein riesengroßer brauner Hase, der das Messer schwang, und der todessrothen die Seele vor ein entsetzlicher, geheimnisvoller Hosenblut!

Denn die Seele sollte nicht aufs neue sterben, ehe sie begriffen hatte, daß ihre oben ausgefandenen furchtbaren Leiden nur eine gerechte Vergeltung waren.

Die Geschichte von Hans von Perkowski's Seele ist mit dieser einen Erzählung nicht zu Ende.

Denn die Seelen aller der Tiere, die er in seinem langen Erdenleben nur um seines Vergnügens willen gejagt und getötet hatte, hatten sich vor Gott des Unmöglichen Thron versammelt und Gerechtigkeit gefordert, indem sie von den unnötigen Leiden berichteten, die dieser Mensch jedem von ihnen bereitet hatte. Tierselgen aller Arten

kamen und brachten eine ungeheure Menge von Anklagen vor, und Gott, der Allgerechte, mußte sie alle hören, die Seelen der großen Tiere sowohl wie auch die der unansehnlichsten.

Da war besonders eine Anklage, die den guten Gott tief rührte. Es war die Seele einer Widlenntiermutter, die einst von Hans von Perkowski angeschossen worden war, während dabei in ihrem Nest im Schilf ihre kistlichen Entlein lagen. Als sie damals verschreckt hatte, sich unter Schirmen und flugelähm zu ihren Kindern geizuschleppen, wurde sie von dem Hunde dieses Menschen gefunden, der sie mit den Zähnen packte und den langen Weg bis zum Boot hintrug, leiste. Und die Entleinseelen verfielen, es habe ihre Seelen unendlich demerkt, daß sie nicht wußte, was nun aus ihren Kindern werden sollte. Wieder und wieder habe sie dem Hunde zugerufen, daß sie dahem Kinder liegen habe; und zu allerletzt habe sie Hans von Perkowski mit einem Blick angejagt, der jeder Vater und jede Mutter verstehen mußte. Das sagte die Entleinseele.

Der allmächtige Richter fragte darauf den Angeklagten: Hans von Perkowski! Wußtest du damals, daß diese Entleinmutter Junge im Nest hatte?

Die angeklagte Seele antwortete zitternd: „Zumächtiger Richter! Ueber dergleichen dachte ich damals nie weiter nach.“

Aber da wurde Gott sehr zornig, und bei dieser Gelegenheit wurde es bestimmt, daß die Strafe der Seele Hans von Perkowski andauern sollte, bis sie allmählich die Leiden jammiger Tiere durchgemacht, die er im Leben seines Vergnügens wegen gemaigt und zugrunde gerichtet hatte. Und das war eine entsetzlich große Jagd.

So ging es zu, daß Hans von Perkowski's Seele im anderen Leben viele Male den Tod erlitten wies. Die Tierseelen pflegten zu jagen, wenn sie Tag für Tag die Verjagte in wider Todesangst vorüberjagen sahen: „Nun lern Hans von Perkowski endlich, daß zu einer Jagd zwei gehören: einer, der sich bemüht, und einer, der gequält wird.“

Und jedesmal, ehe er vernichtet wurde, mußte er entdecken, daß der Verfolger die Seele eines bestimmten Tieres war, das er einst zu seinem Vergnügen getötet hatte. Und jedesmal mußte er aus dem Munde dieses Verfolgers lustige Witze und spöttische Worte hören über die Pöppe und das Glück der Jagd und den sonstigen Jägertrieb, wenn die Hunde wußten und das Horn hallt und das Echo aus dem Walde antwortet — ja, ja, er kannte das von alten Tagen her.

Aber da geschah es eines Tages — es war zu einem Zeitpunkt, da die arme Perkowski's Seele noch nicht die Strafe ihrer Sünden erduldet hatte — daß eine ganz kleine Tierseele, die eines armen Spagens, sich demütig Wortes Toton näherte.

„Was wünschst du, meine kleine Spagenseele?“ fragte Gott der Allmächtige.

Die Spagenseele neigte sich und sprach: „Du Allgütiger und Barmherziger. Nun habe ich tagtäglich so viele Male die Seele Hans von Perkowski vorüberjagen und penigen und töten sehen, daß ich ganz krank geworden bin. Du magst die gerechte kleine Sache ergehen, die ich von diesem Hans von Perkowski weiß.“

„Nede frei, meine kleine Seele, ich höre,“ sagte Gott.

„Ja,“ sagte die Spagenseele. „Es war einmal in meinem Erdenleben; Vater und Mutter waren Spagens; Hans von Perkowski, sie hatten ihr Nest unter einem Dach aus reinem Stroh, ich war ihr Spagenkind; da sie ich einmal aus dem Nest auf den Spagennobden herunter, und niemand war da, der mir helfen konnte. Dann kam aber dieser Hans von Perkowski gerade vorüber, er nahm mich in seine Hand und trug mich behutend wieder in das Nest hinauf.“

„Nun Hans von Perkowski's Seele!“ sagte Gott, und gleich nach dieser jagend vor Gottes Thron. Sie sah lächelnd aus, ein Jagdopfer hat ihr in der Brust — es war derselbe Pfeil, mit dem er einst als Knabe zu seinem Vergnügen eine zahme Laube erschossen hatte.

„Ist es wahr?“ fragte Gott, „daß du einmal diesen kleinen Spag in das Nest zurückgebracht hast, als er auf die Erde hinanergefallen war?“

„Allgerechter Gott“, antwortete die Seele, „an dergleichen dachte ich damals nicht. Ach, ich erinnere mich dessen nicht.“

Doch die kleine Spagenseele beilte sich, das Wort zu ergreifen und jagte: „Ja, aber ich erinnere mich dessen, und es ist ganz gewiß richtig.“

Da beugte sich die Menschenseele dankbar nieder zu der kleinen Spagenseele und küßte sie.

Und Gott der Allmächtige war tief bewegt und beschloß, daß der Rest von Hans von Perkowski's Strafe ihm um des kleinen Spagens willen erlassen werden sollte.

Und so ging es zu, daß Hans von Perkowski's Seele sich nun in Frieden da befindet, wo alle Menschenseelen aufbewahrt werden, bis der große Tag des Gerichts kommt.